


Dei
Sub Numine
Viget

Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht
des Luisenstädtischen Gymnasiums zu Berlin. Ostern 1904.

Das deutsche Gymnasium im Spiegel der Dichtung seit 1870.

Von

Conrad Benjamin.

BERLIN
Weidmannsche Buchhandlung.
1904.

1904. Programm Nr. 69.

Herrn Realgymnasialdirector Voit

[illegible]

[illegible]

20/VII 08

Dafs die Dichtung philosophischer sei als die Geschichte, hat schon Aristoteles behauptet. Mag dem sein, wie ihm wolle, unzweifelhaft vermögen wir unsere Kenntnis des Lebens und der Dinge auch aus den Werken der Poesie zu bereichern. Immer hat man das getan, und keine praktische Psychologie z. B. wird sich den Schatz an Menschenkenntnis, den die Werke der grofsen Dichter bieten, entgehen lassen. Warum soll es also nicht auch einmal gewagt werden, unser Gymnasium zu betrachten, wie es im Spiegel der Dichtung erscheint? Freilich sind wir dabei in weniger günstiger Lage als etwa der, welcher Hamlet und Faust als Typen des Menschen behandelt. Denn der Mensch in seinen elementaren Strebungen ist im wesentlichen durch lange Zeiträume der gleiche, und noch heute vermögen wir im weitesten Mafse mit den Gestalten der Sophokleischen Tragödie oder erst recht denen unserer eigenen klassischen Dichtung zu empfinden. Das Gymnasium aber ist in ewigem Wechsel und Wandel begriffen, und reichen seine Grundlagen auch bis in die Zeit der Reformation zurück, so ist der Zusammenhang doch nur dem feineren Blick erkennbar, und der Mensch der Gegenwart betrachtet die heutige Schule nicht als ein Erbstück vergangener Zeiten, sondern als einen Teil des modernen Lebens. Daraus ergibt sich, dafs die Betrachtung des Bildes, das die Dichtung von der älteren Gelehrtenschule bietet, — auch wenn der Stoff ergiebiger wäre, als er ist — kein lebendiges Interesse hätte und dafs die Beschränkung auf die jüngste Vergangenheit geboten ist. Haben wir hier die Grenze, hinter die nur ausnahmsweise zurückgegangen ist, auf das Jahr 1870 festgelegt, so ist das sicher mit einer gewissen Willkür geschehen. Immerhin bedeutet das Jahr des grofsen Krieges mit der darauffolgenden Reichsgründung auch für unser höheres Schulwesen den Beginn eines neuen Abschnittes und rechtfertigt damit einigermafsen die eingehaltene Zeitgrenze. Dafs so der Stoff durchaus der neusten Dichtung angehört, bietet eine wesentliche Schwierigkeit. Wo Schiller spricht, der gereifte Mann, und wo Schiller, der feurige Jüngling, das weifs ein jeder, und gar die Frage, ob dieser oder jener Schriftsteller literarisch wertvoll ist, wird für weiter zurückliegende Perioden nur selten auftauchen. Wie anders hier! Was bei dem einen hohes Lob findet, wird von dem andern gar erbarmungslos aus dem Bereich der Literatur ausgewiesen. Da bleibt denn der persönlichen Meinung weiter Spielraum. Indes gewisse Grundlinien lassen sich dennoch ziehen. Blofse Unterhaltungsliteratur, die nichts ist und sein will als ein Zeitvertreib für müfsige Stunden, war auszuschliefsen und ist ausgeschlossen worden.

Was sollen wir z. B. aus einem jüngst erschienenen Roman lernen können, in dem ein unglücklicher Unterprimaner sitzen bleibt, nur weil der Ärmste durch einen lapsus calami ut mit dem Indikativ konstruiert hat? Ebenso mufste die Schulhumoreske beiseite bleiben; ihr Recht soll ihr so wenig bestritten werden wie der Militärhumoreske, und ihr klassisches Werkchen, Ecksteins „Besuch im Karzer“, hat uns allen in unserer Jugend einmal eine vergnügte Stunde bereitet; aber dafs für unsern Zweck hier nichts zu holen ist, leuchtet wohl ohne weiteres ein. Damit ist denn wenigstens ausgeschieden, was nicht einmal selbst völlig ernst genommen werden will. Was übrig bleibt — mag sein literarischer Wert heut und zukünftig noch so verschieden beurteilt werden —, verdient schon wegen seiner künstlerisch und sittlich hohen Ziele unsere Betrachtung, selbst wenn hier und da dem Fachmann es schwer werden sollte, mit Geduld bei dem Bilde zu verweilen, welches besonders unsere allerjüngste Literatur in ihren Dichtungen von dem heutigen Gymnasium entwirft. Wie das jüngste Deutschland überall voll ist des Sturmes und Dranges und sich bemüht, neues Leben zu schaffen an Stelle des alten, vielleicht ohne den Wert des alten jedesmal nach Gebühr zu schätzen, so geht es auch mit dem Gymnasium nicht zum sanftesten um. Aber wir brauchen den Dichtern deshalb nicht zu zürnen, wenn sie aus Feuereifer für eine gute Sache hier und da ungerecht geworden sind, und selbst einen schwerwiegenden Entschuldigungsgrund können wir ihnen von vornherein zubilligen: naturgemäfs mufs der Dichter stets aus dem Schatz seiner Erinnerungen schöpfen, d. h. in diesem Fall: zu Grunde liegen jedesmal Erinnerungen der eigenen Schulzeit. So bleibt das Bild regelmäfsig hinter der lebendigen Gegenwart ein gutes Stück zurück, und manche Mängel, die hart getadelt werden, mögen wirklich bis zu einem gewissen Grade vorhanden gewesen sein, sind aber indessen bereits verschwunden. Nun wie dem sei: schliefslich wollen wir ja das Spiegelbild des Gymnasiums in der Dichtung der Gegenwart sine ira et studio betrachten, und sollte uns, was wir sehen, nicht immer gefallen — nun so darf das Gymnasium und darf der deutsche Oberlehrer schon im Bewufstsein seiner Leistung ein gutes Stück Kritik ruhigen Mutes über sich ergehen lassen.

Das Material, welches zur Verfügung steht, gehört vor allem der Epik, d. h. also dem Roman, und an zweiter Stelle dem Drama an. Die Lyrik bietet naturgemäfs garnichts; zwar fehlt es nicht an Begrüfsungsgedichten ehemaliger Lehrer und dergleichen, aber dafs der Dichter hier nicht hinter seinem Werk zurücktritt, scheidet diese Gattung für unsere Zwecke völlig aus. Mit demselben Recht hätten etwa auch Lebenserinnerungen der Dichter in Betracht gezogen werden können, und doch sind diese wenigstens ihrem Inhalte nach nicht poetische, sondern historische Dokumente.

Dem Stoff nach hingegen lassen sich zwei Arten von Dichtungen unterscheiden: solche, in denen der Lehrer, und solche, in denen der Schüler in dem Vordergrund des poetischen Interesses steht. Freilich ist manchmal die Entscheidung, zu welcher Gruppe ein Werk gerechnet werden soll, schwer zu treffen, da schliefslich doch erst Lehrer und Schüler gemeinsam das Gymnasium ausmachen. Immerhin erschien der genannte Gesichtspunkt noch am meisten durchgreifend, und so ist nach ihm der Stoff gegliedert worden.

I.

Wie unmodern muten nicht bereits heute die Gestalten aus W. Raabes „Horacker" (1876) an! Der alte, brave, fast kindliche Konrektor Eckerbusch in dem freundlichen Harzstädtchen, der bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit seine lateinischen Dichter im Munde führt, wird freilich ausdrücklich als der letzte des aussterbenden Geschlechtes der Konrektoren bezeichnet. Aber auch der angeblich neumodische Oberlehrer Neubauer, „den Geheimräte „mein Lieber" genannt hatten", wo ist er noch zu finden, wie ihn Raabe charaktrisiert? „Der Mensch lebt wahrlich nicht in dem Getöse, was er um sich herum macht oder hört, sondern in der Stille, die er sich in seinem Busen erhält; und wer den Herrn Oberlehrer Neubauer mit den Händen auf dem Rücken, unbewegter Miene und ruhig hellen Auges dahingehen sah, der mufste sich sagen, dafs hier in der Tat ein Mann schreite, der sich schon aus Prinzip seine Gemütsruhe unerschüttert zu erhalten wünschte. Den letzterzeugten Hexameter der Sechundsechszigjade auf der Rückenfläche der linken Hand nachfingernd . . . . kam der Kollege um die Ecke, wenn nicht so schön, so doch mit der gesamten göttlichen Verachtung des Fernhintreffers Apollo um die Nasenflügel". Darin freilich wird man der klugen Frau Konrektor zustimmen können, wenn sie ihren Gatten diesem Herrn Neubauer vorzieht und sagt: „Da schwatzen sie immer drauf los, dafs der Schulmeister die Schlacht bei Königgrätz neulich gewonnen habe. Aber nun frage ich: welcher denn, der alte oder der junge? Meines Wissens nach doch einzig und allein der Alte! Das freilich soll sich erst ausweisen, was für ein Siegergeschlecht die Neuen heranziehen, mit ihrem

Stramm, stramm, stramm!
Alles über einen Kamm!

Mir und meinem Alten kann's ja einerlei sein; wir haben gottlob den Humor dazu . . . ., aber die armen Jungen dauern mich, die nun den Exerziermeister in irgend einer Form ihr ganzes Leben lang nicht los werden". Aber ist denn der Gegensatz von alt und und jung in beiden Raabeschen Figuren richtig erfafst, ist wirklich die feierliche Steife und innere Leere, die nur zu drillen versteht, das Charakteristikum der jüngeren Generation der Oberlehrer? Einer der feinsten Kenner des modernen Menschen, Th. Fontane, hat fast genau entgegengesetzt geurteilt. In „Frau Jenny Treibel oder Wie sich Herz zum Herzen find't" (1892) ist bei Professor Willibald Schmidt „der Abend", der sieben Gymnasiallehrer zu versammeln pflegt, welche gröfstenteils einer historischen Anstalt der Berliner Innenstadt angehören. Köstlich ist das Milieu geschildert, und es wird geplaudert, wie eben nur bei dem Meister des Berliner Romans. Direktor a. D. Diestelkamp jammert um die alte Zeit, wo's noch Autorität in der Schule gab. „Ja, Schmidt, das waren noch Zeiten! . . . . Jetzt treten die Jungen in der Konditorei an einen heran und sagen: Wenn Sie gelesen haben, Herr Direktor, dann bitt! ich . . . .". Das will Professor Schmidt nicht gelten lassen. „Steifleinene Grandezza" findet er bei den Alten und „Perückengelehrsamkeit, die uns nur noch erheitern kann". Und als Diestelkamp erwidert, das Entscheidende bleibe doch der Charakter, „der gute, ehrliche Glaube an uns selbst" und jammert, dafs dieser Glaube der jetzigen Generation fehle, da sagt Schmidt: „Diestelkamp, ich kann nicht mit . . . . Gewifs

kommt es auf das Ansehn vor den Schülern an; wir gehen nur darin auseinander, aus welcher Wurzel das Ansehn kommen soll. Du willst alles auf den Charakter zurückführen .... und denkst: „Und wenn Ihr Euch nur selbst vertraut, vertrauen Euch auch die anderen Seelen“. Aber, teuerster Freund, das ist just das, was ich bestreite. Mit dem blofsen Glauben an sich oder gar, wenn Du den Ausdruck erlaubst, mit der geschwollenen Wichtigtuerei, mit der Pompositàt ist es heutzutage nicht mehr getan. An die Stelle dieser veralteten Macht ist die reelle Macht des wirklichen Wissens und Könnens getreten, und Du brauchst nur Umschau zu halten, so wirst Du jeden Tag sehen, dafs Professor Hammerstein, der bei Spichern mitgestürmt hat und eine gewisse Premierleutnantshaltung von daher beibehalten hat, dafs Hammerstein, sag' ich, seine Klasse nicht regiert, während unser Agathon Knurzel, der aussieht wie Mr. Punch und einen Doppelbuckel, freilich auch einen Doppelgrips hat, die Klasse mit seinem kleinen Raubvogelgesicht in der Furcht des Herrn hält. Und nun besonders unsere Berliner Jungens, die gleich weg haben, wie schwer einer wiegt. Wenn einer von den Alten aus dem Grabe käme ...., drei Tage später wäre er im Kladderadatsch, und die Jungens selbst hätten das Gedicht gemacht“.

Haben Raabe und Fontane den Gegensatz im persönlichen Auftreten der Gymnasiallehrer von einst und jetzt zu erfassen gesucht, so zeigt uns Hans Hoffmann in seinem unvergleichlichen Novellenkranz „das Gymnasium zu Stolpenburg“ (1892) den Kampf um den inneren Ausgleich, den der in den historischen Traditionen des humanistischen Gymnasiums stehende Oberlehrer zu kämpfen hat mit der moderneren, sich von der philosophisch aufgefafsten Antike mehr abwendenden Anschauung. Wir befinden uns in einer kleinen Stadt Hinterpommerns, und das läfst die Gestalten hier und da etwas vorsintflutlich erscheinen. Aber der tiefer liegende Konflikt ist von solchen Äufserlichkeiten völlig unabhängig und mufs sich auch in der Seele des grofsstädtischen Oberlehrers oft genug ähnlich abgespielt haben.

Da ist in der Novelle „Publius“ Oberlehrer Dr. Martin Löwe, „der Mann aus einem Gufs“, der, als er einst in seiner Jugend zum Zweck von Handschriftenvergleichung auf einige Monate nach Rom gesandt worden war, das Kunststück fertig gebracht hatte, „nicht nur den Papst, sondern auch die ewige Stadt selbst nicht zu sehen — mit einziger Ausnahme der Vatikanischen Bibliothek oder noch genauer der Buchstaben ihrer Manuskripte und Palimpseste“. Später hatte er ein Lehramt übernommen, „nicht so sehr aus innerem Drang, als weil er doch neben der Wissenschaft auch für seines Leibes Nahrung sorgen mufste, und verwaltete es ohne Leidenschaft und ohne Murren, ruhig, ordentlich und gewissenhaft“. Warum er eigentlich geheiratet hatte, war unklar; sicher aber, dafs sein Sohn Titus der grofse Philologe der Zukunft werden sollte. Aber ach, der gesunde und frische Knabe entwickelt sich so ganz anders, als der Vater einst gehofft. Zwar „der Kursus der Sexta wurde doch zuletzt dem harten Köpfchen eingepaukt, und selbst die Fufsangeln und spanischen Reiter der Quinta nach fürchterlichem Ringen genommen; aber siehe da, hinter diesen Vorwerken zeigte sich erst die eigentliche Festungsmauer, starr und unüberwindlich: das Griechische der Quarta“. Da bleibt denn nichts übrig, auf direktorialen Rat mufs Dr. Löwe sein „liebes, armes, dummes Kind“, wie er es nun stets nennt, auf die „Idiotenanstalt“ bringen, will heifsen auf die Real-

schule zu St. Johann in Danzig. Da gedeiht nun der Knabe auf einmal prächtig, und aus dem gewandten, anstelligen Jungen wird mit den Jahren ein schneidiger, tüchtiger Leutnant. Das aber ist kein Trost für den Vater, dessen Liebe zum Sohn darum freilich nicht nachläfst. „Er ist aus dem Stande der Philosophen in die Kriegerkaste hinabgestiegen!“ klagt er. „Das arme Kind, aber es kann nicht anders. Es mufs von der Faust leben, da sein Geist verkrüppelt ist. Es war mein Verbrechen, dafs ich ihn in die Idiotenanstalt liefs; dort ist sein geistiger Teil erstickt“. Da kommt das Jahr 1870, und bei Le Bourget stirbt der Heldenjüngling den Tod für das Vaterland. Jetzt endlich kommt Dr. Löwe zur Erkenntnis und, als das Kollegium des Gymnasiums dem Toten eine Ehrung im Hause des Vaters darbringt, da bekennt er: „Er ist doch einer der Unsern gewesen!“

Wie hier der weltfremde Philologe sich vor der Gröfse des modernen Lebens beugen mufs, so erkennt in der Novelle „Die Reise nach Athen“ der glühende Bewunderer der antiken Kunst die subjektive Berechtigung des modernen Realismus an. Sechsunddreifsig lange Jahre hat Oberlehrer Kanold gespart, um an seinem Lebensabend eine Reise nach Hellas, dem Lande seiner Sehnsucht, unternehmen zu können. Nun ist er am Ziel seiner Wünsche, und der Koffer steht bereits gepackt da. Nur noch den Abschiedsbesuch seines Lieblingsschülers, fast möchte er sagen „seines einzigen Schülers“, Wolfgang Freyholds, erwartet er. Ihn, den wilden Knaben, hat er zu seinem geistigen Sohn herangebildet, weil er fühlte, dafs dieser vor allen geschaffen sei, „ein schöner und guter Mann zu werden, wie die Griechen ihn wollten, dem das Böse fremd bleibt, weil es häfslich ist, und der das Häfsliche hafst, weil es ihm das Böse ist“. Jetzt ist Wolfgangs Zukunft sicher gestellt, da er seit einem Jahr schon draufsen im Leben weilt, ein wachsender Künstler. Dessen Abschiedsbesuch erwartet Kanold, und dem Erwarteten voran wird eben von der Bahn her die Studienmappe in des Lehrers Wohnung gebracht. Aber wie schmerzlich fährt dieser beim Betrachten der Blätter zusammen, als er erkennen mufs, dafs sein Liebling ein Maler des modernen weltstädtischen Lebens geworden ist, und zwar einer von der allerrealistischsten Art! Aber schnell genug hat Kanold seinen wahrhaft heroischen Entschlufs gefafst. „Lafs das gut sein, mein Junge“, begrüfst er den Eintretenden, „ich weifs ja alles, was Du mir sagen willst. Ich kenne Eure neuen Lehren zu voller Genüge . . . ., doch die neue Zeit mag andere Ziele und andere Mittel haben als die alte; welche die besseren sind, mufs die Zukunft lehren. Folge Du getrost den eigenen Gedanken; man kann auf mancher Strafse zum Heil gelangen“. Und nun folgt das Anerbieten an Wolfgang, mit dem ersparten Gelde statt des alten Lehrers selbst nach Griechenland zu reisen. „Und wenn der Hymettos heifs aufstrahlt im Wiederschein der scheidenden Sonne, wenn das dunkle Blau des Meeres seinen weichen Arm um Salamis' Felsen schlingt . . . ., dann gedenke Deines Freundes!“ so schliefst er. „Weiter ist nichts von nöten, und weiter verlange ich nichts von Dir“. Und „Geh hin, mein Sohn, Du bist mir noch nicht verloren . . . . Sieh Athen und lebe! Ich habe Deine Seele mir wiedererobert!“ murmelt er dem freudig Enteilenden nach.

Wie tief ergreifend ist in diesen beiden Meisterwerken der heldenhafte Kampf des Alten mit dem Neuen zur Anschauung gebracht! Und mit welcher rührenden Liebe für das Alte, das, wenn es auch schliefslich zurücktreten mufs, doch so hoch steht in seiner

sittlichen Reinheit, dafs es noch im Sterben schön ist! Ja, jener alte Geist war es auch, in dem ein Mann von der moralischen Unbeflecktheit des Religionslehrers Immanuel Munk in „Munks Madonna“ lebte, der auch in dem jungen Germanisten in der „Handschrift A“ noch fortwirkte, der den rührenden pädagogischen Pflichteifer des alten Röber in „Erfüllter Beruf“ geboren hat. Wahrlich, wir Jungen dürfen stolz sein, wenn wir die innere Hoheit jener Alten auch nur einigermafsen zu erreichen wissen!

Konflikten im Leben des Gymnasiallehrers, die nach ganz anderer Seite liegen, wendet sich K. F. Gutzkows Roman „die Söhne des Pestalozzi“ (1870) und M. Dreyers Drama „der Probekandidat“ (1899) zu. Freilich, zwei wie zeitlich so auch sonst recht weit von einander abliegende Werke!

Gutzkows Roman gehört durchaus einer entschwundenen Zeit an. Er ist ein verspätetes Tendenzwerk des jungen Deutschlands der vierziger Jahre und nicht weniger bitter deshalb, weil er ein Nachzügler ist. Wie aufdringlich ist nicht die Absicht des Autors, wie geradezu alle Beobachtung und Wirklichkeit ertötend! Der Todfeind ist die positive Religion, wenigstens die staatlich gepflegte, und also mufs alles, was für sie eintritt, dumm oder gemein sein. Gemein vor allem ist der Schulrat Bögendorf, der den „Herrn“ stets im Munde führt — „der Herr wird alles zum Guten wenden“ und dergleichen — und der doch nicht davor zurückscheut, seine amtlichen Handlungen nach dem Mafse persönlichen Vorteils einzurichten, das dabei für ihn herausschaut. Gemein aber wird der Leiter des realgymnasialen Institutes, welches im Mittelpunkt des Romans steht, Nesselborn, indem er, der ursprünglich nur von idealer Begeisterung zu seinem Unternehmen getriebene Schüler Pestalozzis, herabsinkt durch allerlei widrige Umstände — nicht zuletzt Bögendorfs Einflufs — zu einem Augenverdreher, in dessen Mund der Geist des schweizerischen Schulmanns zur Lüge wird. Aber was ist denn Pestalozzi bei Gutzkow? Hat Gutzkow selbst irgend welche innere Beziehung zu ihm? Wahrlich, es liegt klar zu Tage, dafs der grofse Pädagoge für den Schriftsteller nur insofern Wert hat, als sich auf seine Autorität eine freiere Stellung zur Religion in der Schule stützen läfst. Das ist das erbauliche Facit dieses durch und durch unsympathischen Buches.

Da ist Dreyers „Probekandidat“ denn doch aus anderem Holz. Das Stück errang im Deutschen Theater zu Berlin seinerzeit einen gewaltigen Erfolg, weil darin eine Frage, die sich nicht abweisen läfst, mit dramatischem Geschick behandelt wird: das Gymnasium lehrt und übermittelt Wissenschaft. Die Wissenschaft aber duldet ihrer Natur nach keine Beschränkung irgend welcher Art, und doch ist es offenbar, dafs durch das selbst auf der Oberstufe noch nicht voll ausgereifte Schülermaterial dem Lehrer gewisse Beschränkungen auferlegt werden, was denn in den staatlichen Lehrplänen seinen naturgemäfsen Ausdruck findet. In diesen Konflikt nun gerät beim naturwissenschaftlichen Unterricht der Prima der Probekandidat Fritz Heitmann, ein Jüngling voll reiner Begeisterung und ausgesprochenem Talent für seinen Beruf, kurz, eine künftige Zierde seines Standes. Dafs solch ein Konflikt denkbar ist, wer möchte es bestreiten? Aber freilich, die Formulierung desselben im einzelnen durch den Dichter erregt begründete Bedenken gegen die Möglichkeit des ganzen Falles. Sollte es in Norddeutschland wirklich einen Kleinstaat geben, — dafs auch in Preufsen etwas Ähn-

liches möglich sei, wie das Schlufswort des Dramas andeuten will, darf von vornherein abgewiesen werden — in dem einem Naturwissenschaftslehrer der Prima die Zumutung überhaupt nur gestellt wird, seinen Unterricht dem Sechstagewerke des alten Testamentes anzupassen? Und hätte selbst ein junger Mann von der Tüchtigkeit Heitmanns sich im Übereifer etwas zu weit vorgewagt, kann es einen Gymnasialdirektor geben, der den jungen Mann in so brutaler Weise, wie es bei Dreyer geschieht, blofsstellt, indem er unter der Form einer Probelektion eine förmliche Revokation des am Tage vorher Gelehrten vor versammelten Lehrern und Schülern verlangt? Es ist schwer, ja unmöglich, derartiges zu glauben. Und das ist überhaupt der Mangel des Dreyerschen Stückes, dafs im Interesse der Bühnenwirkung, die naturgemäfs durch kräftige Kontraste steigt, die Dinge bis hart an den Rand der Farce getrieben werden. Wo in Deutschland gibt es ein Kollegium von solch jämmerlichen Schwächlingen und stumpfsinnigen Kopfnickern wie im „Probekandidat"? Wirklich, im Rahmen dieses Kollegiums beginnt man beinahe für den Direktor, nach dem „Wissenschaft gar nicht in die Schule gehört" und dem freie, ehrliche Überzeugung „dummes Zeug" ist, eine gewifs vom Dichter nicht gewünschte Achtung zu empfinden. Der weifs wenigstens sein Mäntelchen geschickt nach dem Winde zu hängen und bei aller inneren Schwäche sich äufserlich eine leidliche Haltung zu bewahren.

Zum Schlufs dieses Teiles mag noch ein Drama von Eugen Zabel Erwähnung finden, das unter dem Titel „der Gymnasialdirektor" etwa 1897 im Berliner Theater in Szene ging. Es behandelt die peinliche Lage, in die der Direktor eines Realgymnasiums durch das einer Witwe und deren Söhnen erwiesene Wohlwollen gerät, das von der Bewohnerschaft einer klatschsüchtigen Mittelstadt falsch gedeutet wird. Allerdings gehört der ganze Stoff nur äufserlich in unseren Rahmen; denn, um was es sich hier handelt, sind Unannehmlichkeiten, wie sie jedem Ehrenmann in jedem Stande zustofsen können[1]).

II.

An Dichtungen, in denen es der Schüler ist, der in den Mittelpunkt der Betrachtung gestellt ist, besitzen wir einen bedeutend gröfseren Reichtum.

Hierhin gehören vor allem die Romane, in denen eine ganze Lebensgeschichte gegeben wird und die mehrfach auch die Schülerzeit mit gröfserer Ausführlichkeit behandeln.

Das tut in wunderhübscher Weise z. B. W. Raabes „Hungerpastor", der zeitlich allerdings etwas hinter der von uns bezeichneten Grenze zurückliegt (1864). „Glückliche Jahre, ach wenn sie nur nicht so schnell vorüberrauschten, o Postumus, lieber Postumus .... Eben safsen wir noch als Tertianer wie junge Affen flegelhaft, zähnefletschend und

[1]) Otto Ernsts Komödie „Flachsmann als Erzieher" — das sei ausdrücklich gesagt — geht das Gymnasium nichts an. Herr „Oberlehrer" Flachsmann hat noch weniger die Universität als das Seminar besucht, und nur die leidige Gleichheit des Amtstitels hat das Publikum vielfach verführt, diesen dunklen Ehrenmann dem Stande der Gymnasiallehrer zuzurechnen.

schnatternd im Baume der Wissenschaft und fanden wenig Geschmack an den vielgepriesenen Früchten dieses Baumes; nun ist das auf einmal ganz anders geworden. Wir werden in der Sekunda mit „Sie“ angeredet .... Wir fangen an vor den Fenstern der ersten Klasse der Mädchenschule Parade zu machen, und einen Hauptgegenstand unserer Unterhaltungen bilden die Vorgänge der Tanzstunde .... Ganz anders sieht sich die Welt und das Leben von den Bänken der Prima an .... Der Charakter entwickelt sich jetzt immer schneller, bei manchem steht er bereits vollkommen fest. So recht zufrieden sind wir freilich jetzt nicht mehr mit unserem Zustand; das Studententum lockt in zu grofser Nähe ....“ Der, dessen Schulzeit Raabe Gelegenheit zu diesen heiteren Worten der Erinnerung gibt, ist Hans Unwirsch, der Sohn der Schusterstube. Mit seinem Freunde Moses Freudenstein, dem Sohn des jüdischen Trödlers, besucht er das Gymnasium der mitteldeutschen Kleinstadt. Hans, der tief veranlagte, träumerische Germane, steht im Gegensatz zu Moses, dem klar und scharfdenkenden Semiten. Beide sind gute Schüler, und aus Hans wird im Leben ein trefflicher Mann, während Moses sich als Charakterlump entpuppt. Aber für die auf der Schule geforderte Leistung ist Moses seiner Anlage nach im Vorteil. „Moses Freudenstein sah nicht“, wie es bei Raabe heifst, „während der Doktor Fackler die schwierigen Satzbildungen des Thukydides erklärte, hinaus auf die blauschimmernde Fläche des Jonischen Meeres, sah nicht auf der Meereshöhe die weifsen Segel von Korkyra auftauchen“.

Wegen der Jugendfreundschaft des Germanen mit dem Semiten erinnert Hans Unwirschs Schulzeit an die des Helden in dem Spielhagenschen Roman „Was will das werden?“ (1886), Lothar Lorenz. Und wirklich scheinen beide Dichter den sich auf der Schule äufsernden Begabungsunterschied der beiden Rassen ähnlich darstellen zu wollen. Emil Israel ist durchaus Mathematiker, sonst aber ein schwacher Schüler; Lothar hingegen leistet in der Mathematik recht Mäfsiges, während der deutsche Aufsatz seine starke Seite ist. Hohes Lob erntet der Primaner von seinem feurigen Lehrer, Professor Willy, für die Bearbeitung des Themas „Lessings Humanismus und Nathan der Weise“. In Lothars Arbeit findet der Lehrer jenen Idealismus, den er bei der jungen Generation — es ist die von 1870 — nur zu sehr vermifst. „Ist denn das eine Jugend?“, äufsert er sich, „diese klugen Greise von 19 Jahren, die für unsere Ideale nur ein mitleidiges Lächeln haben und nichts auf der Welt bewundern aufser sich selbst? .... Glückseliger Goethe, der Du dies Geschlecht nicht gekannt hast; und doch, was ist der Baccalaureus anders als der Ahnherr dieser prächtigen Originale?“

Mit grofsem Ernst ist auch die Schulzeit Heinrich Lees in G. Kellers Roman „Der grüne Heinrich“ (1879—80 umgearbeitet) geschildert. Der grüne Heinrich, der Sohn eines trefflichen, leider zu früh verstorbenen Vaters, und einer braven, nur etwas zu engen Mutter, kommt mit 12 Jahren auf die Realschule seiner Schweizerischen Heimatstadt. Auf einmal ist der Knabe, der auf der Volksschule einer der wohlhabendsten war, einer der ärmsten, und die damals wie heute in den höheren Schulen der Schweiz üblichen Ausflüge der ganzen Anstalt als eines kleinen Kriegsheeres zukünftiger Vaterlandsverteidiger, die sogar auf mehrere Tage ausgedehnt wurden und sich zu Volksfesten für die besuchte Gegend gestalteten, gewähren reichliche Gelegenheit zum Geldausgeben. Da greift der törichte Knabe heimlich zu dem von der Mutter sorgfältig für ihn aufbewahrten Schatzkästchen, das zwar sein Eigentum ist, aber doch einer

ernsteren Verwendung vorbehalten war. Es war, wie Keller erzählt, kein eigentliches Diebsgefühl, das den Knaben dabei erfafste, vielmehr war es etwas von dem Bewufstsein, „welches im verlorenen Sohn dämmern mochte, als er eines schönen Morgens mit seinem väterlichen Erbteil auszog, es zu verschwenden". Natürlich bleibt es nicht bei dem ersten Eingriff, und die Sache geht fort, bis die tiefbetrübte Mutter durch die Mitteilung eines Bekannten auf das Treiben des Sohnes aufserhalb des Hauses aufmerksam gemacht wird, der während der ganzen Zeit unter den Kameraden als grofser Herr aufgetreten ist. Merkwürdigerweise gehen übrigens während dieser Episode die Schulleistungen des Knaben nicht zurück, im Gegenteil, er fühlt das dunkle Bedürfnis, sein Unrecht „durch sonstige Pflichterfüllung einigermafsen aufzuwiegen". Erfreulich dagegen ist des grünen Heinrichs Urteil über seine Schulzeit nicht, und schmerzvoll für ihn gestaltet sich der vorzeitige Abschlufs derselben. „Um wieder zu jener Schulzeit zurückzukehren", heifst es, „so kann ich nicht bekennen, dafs dieselbe hell und glücklich gewesen sei .... Das Übel lag hauptsächlich in den Übergangszuständen der Schule selbst, da die Lehrerschaft noch aus alten Teilen, nämlich unbeschäftigten Theologen der Landeskirche ...., und aus neuen, durchgebildeten Fachleuten bestand und daher keine gleichmäfsige und ineinandergreifende Lehrweise hervorbrachte .... Hieraus ergab sich als Hauptübel überdies eine ungleiche und unsichere Behandlung der Jugend und die Möglichkeit jener wunderlichen Katastrophen und Abenteuer, deren Opfer bald der Lehrer, bald der Schüler wurde". In solch eine Katastrophe gerät auch der grüne Heinrich, indem die grobe Ungezogenheit gegen einen Lehrer, die von der ganzen Klasse begangen worden ist, schliefslich auf ihn als den angeblichen Rädelsführer abgewälzt wird, wenn ihn auch in Wirklichkeit nur die gleiche Schuld traf wie seine Kameraden. Heinrich Lee wird vom Besuch der Schule ausgeschlossen. Wie tief Keller das empfunden hat, zeigt sich in den Worten: „Wenn über die Rechtmäfsigkeit der Todesstrafe ein tiefer und anhaltender Streit obwaltet, so kann man füglich die Frage, ob der Staat das Recht hat ein Kind oder einen jungen Menschen, der nicht gerade tobsüchtig ist, von seinem Erziehungssystem auszuschliefsen, zugleich mit in den Kauf nehmen ....; denn ein Kind von der allgemeinen Erziehung auszuschliefsen heifst nichts anderes, als seine innere Entwicklung, sein geistiges Leben köpfen". Wer des Dichters Lebensweg kennt, wird begreifen, wie Keller so urteilen konnte, aber zustimmen dürfen wir ihm deshalb nicht. Gewifs ist die Verweisung von der Schule keine Strafe, und schwerlich wird sie auch in der Sache irgendwo so gehandhabt. Aber es tritt nicht ganz selten der Fall ein, wo es der Schule obliegt, die grofse Mehrzahl der Schüler vor der Gesellschaft des einen zu schützen, die sich als unheilvoll und ansteckend erwiesen hat. In diesem Falle wird auch künftig nichts anderes übrig bleiben, als im Gesamtinteresse den Störenfried zu entfernen.

Die Reihe dieser Romane beschliefst Omptedas „Sylvester von Geyer" (1896). Sylvester, der Spröfsling einer armen sächsischen Offiziersfamilie, besucht das Gymnasium seiner Vaterstadt Dresden, das er in der Tertia, weil er nicht vorwärtskommt, verläfst, um die Kadettenanstalt zu besuchen. Weshalb Sylvester aber, der nachher einen so gewissenhaften und soliden Offizier abgibt und gewifs von Natur nicht dumm ist, auf der Schule nicht fortkommt, bleibt eigentlich unklar. Wir hören wohl, dafs der Knabe erst Indianerbücher, dann die Scottschen Romane verschlingt, nicht nur zu Hause,

sondern auch während des Unterrichtes unter der Bank, wir vernehmen das Urteil der Lehrer, die dem Knaben Ernst und Fleifs absprechen, wir sehen auch den ständigen Rückgang — nur noch in den Naturwissenschaften leistet der Knabe etwas, während er dem mathematischen Unterricht garnicht mehr folgen kann —, aber woher das alles kommt, läfst die Schilderung des Dichters im unklaren. Am ehesten möchte man noch an den schädigenden häuslichen Einflufs des zerfahrenen Vaters denken, der naturgemäfs auf der Kadettenanstalt fast völlig fortfällt; ob das aber auch Omptedas Meinung ist, bleibt höchst zweifelhaft.

Scheint schon bei Sylvester v. Geyers Schullaufbahn der Vater eine gewisse Rolle zu spielen, so führt uns das zu einer anderen Gruppe von Dichtungen, die sich geradezu unter der Überschrift „Schule und Haus“ zusammenfassen lassen.

Hierher gehört Dreyers Novelle „Vater und Sohn“ (in „Lautes und Leises“, 1900), in der der verwitwete Stadtsekretär Philipp Gries und sein Sohn Friedemann gleichsam gemeinschaftlich das Gymnasium absolvieren. Wie rührend arbeitet der Vater mit dem Sohn mit, wie stolz ist er darauf, seinem sonst viel begabteren Sprösling in der griechischen Formenlehre überlegen zu sein, wie nett ist es, wenn Friedemann am Morgen des Einjährigenexamens zum Vater sagt: „Na Vatting, wir werden ja wohl mit durchkommen; es sind schon viel Dümmere damit durchgekommen!“ Aber ein wenig beengend ist schon die Luft, in der der Knabe aufwächst, dessen ganzer Verkehr auch mit dem Vater sich um die Schulgelehrsamkeit dreht, und so freuen wir uns mit dem Dichter, wenn der stille Friedemann plötzlich am Tage des Abiturientenexamens zu frischem Leben erwacht, einen wirklichen Rausch heimbringt und dann als flotter Studio allmählich auch seinen alten Herrn noch einmal zu freierer Lebensbetrachtung und Führung mit sich fortzieht.

Handelte es sich hier um treue Liebe, die nur etwas zu pedantisch auftrat, so zeigt sich die ganze fürchterliche Gefahr, die törichter häuslicher Übereifer herbeiführen kann in Marie v. Ebner-Eschenbachs pädagogisch und künstlerisch gleichhoch stehender Novelle „der Vorzugsschüler“ (in „Aus Spätherbsttagen“ 1902). Georg Pfanner ist der Sohn eines pflichtgetreuen, aber harten und einsichtslosen Subalternbeamten in Wien, der selbst eine schwere und freudlose Jugend gehabt hat. Nun soll es Georg wenigstens im Leben zu etwas bringen, und schon auf der Schule soll er zu den Vorzugsschülern, d. h. den vier ersten der Klasse, gehören. Aber Georg ist zwar ein herzlich braver Junge und auch nicht gerade unbegabt, aber doch dem, was der Vater verlangt, nicht gewachsen. „Nachgelassen im Fleifs?“, erwidert einmal der verständige Direktor, mit dem der Vater über den Sohn Rücksprache nimmt, „ich wäre froh, wenn ich allen Eltern so Gutes über ihre Söhne sagen könnte .... Ich fürchte, dafs Sie zuviel von ihm verlangen; wenn Sie ihn zwingen, seine Kräfte zu überspannen, so ruinieren sie ihn“. Aber zu Hause heifst es nur, wenn Georg klagt: „Schwer, fauler Bub? Deine Faulheit überwinden, das wird Dir schwer!“ und die Furcht vor körperlicher Züchtigung lastet auf dem armen Kinde. Dazu ist die Ernährung des Knaben ungenügend; denn jeder Groschen wird für die Zukunft Georgs gespart, und die einsichtige Mutter kann nur hinter des Vaters Rücken hie und da etwas nachhelfen. Denn der begreift nicht, warum sein Sohn „wie ein Weichling“ behandelt werden soll, und schwer drückt seine

Tyrannei auf das ganze Haus. Da kommt es denn, wie es kommen mufs. Endlich begehrt der Knabe, der merkt, dafs er in der Quarta auch den vierten Platz nicht wird behaupten können, gegen den Vater auf, und als die Antwort lautet: „Du bleibst Vorzugsschüler oder ich geb Dich zu einem Schuster in die Lehre“, da geht das unglückliche Kind, das, nun vollkommen verwirrt, in der Schule garnichts zu leisten vermag, in die Donau. — Wie wahr ist das alles und wie erschütternd! Man braucht gar keine so umfassende Erfahrung zu haben, um an eigenen Schülern gerade aus den Kreisen, die die Dichterin im Auge hat, ähnliches erlebt zu haben. Glücklicherweise ist der Ausgang ja nur selten so tragisch, aber die Novelle verdiente, in weitesten Kreisen als warnendes Beispiel bekannt zu werden.

Das genaue Gegenteil schildert Otto Ernst in seinem „humoristischen Erziehungsidyll“, „der süfse Willy“ (ohne Jahrangabe). Der Sohn des wohlhabenden Hamburger Spekulanten wird nach ganz anderen Grundsätzen erzogen. Zwar heifsts schon am Tage der Geburt: „Der Junge soll aber eine Erziehung geniefsen, dafs dich der! . . . . In die teuerste Schule! Wir haben's ja dazu!“, aber als der verzogene Knabe nun wirklich aus dem Privatunterricht in die Vorschule des staatlichen Gymnasiums kommt, da hat die Sache auf einmal ein ganz anderes Gesicht. Der faule Schlingel lernt nichts, und als Herr Helmerding dem Direktor die „kolossalen Mängel und die Grundverkehrtheit der in der Schule beliebten erzieherischen Mafsregeln“ expliziert, indem er darauf hinweist, dafs „sein Kind“ doch das Kind „wohlhabender“, „gebildeter“ und „angesehener“ Eltern sei, da bleibt „dieser hungrige Schulmeister“ kühl bis ans Herz hinan. Natürlich bleibt der süfse Willy sitzen, und als nun gar ein etwas derber Lehrer die Frau Mama fragt, „ob sie glaube, dafs er jeden verzogenen Faulpelz mit derselben Affenliebe behandeln könne wie die respektiven Mütter“, da wird der Musterknabe „unwiderruflich“ abgemeldet und einer Privatschule, selbstverständlich mit hohem Schulgeld, übergeben. Ein Wunder nur, dafs dann bei der dritten Umschulung sich in Hamburg wirklich eine Schule finden läfst, die der „Individualität“ dieses Pflänzchens entspricht.

Eine dritte Gruppe von Schülerromanen läfst sich geradezu als Anklageschriften gegen unser heutiges Erziehungssystem und insbesondere das heutige Gymnasium bezeichnen. Gemeinsam ist allen Dichtungen, dafs der Held, der unglückliche Schüler, ein zukünftiger Künstler ist. Das erklärt bereits vieles; denn es ist ganz klar, dafs die sensitive Natur des Künstlers am wenigsten geneigt ist, sich der allgemeinen Regel zu fügen und am schwersten unter der Schablone leidet, von der doch jeder Massenunterricht sich nicht völlig befreien kann, so sehr auch das Bestreben der heutigen Pädagogik auf Individualisierung gerichtet ist.

Am gemäfsigtsten innerhalb dieser Gruppe ist noch J. C. Heers „Joggeli die Geschichte einer Jugend“ (1902), und die Härte, unter der der künftige Dichter auf der Gelehrtenschule seiner schweizerischen Heimat seufzt, wird gewifs nicht die Billigung irgend eines deutschen Schulmannes finden. Zwar wenn es von dem alten Rektor heifst: „In seinen Lateinstunden lag die Ruhe des Grabes über den Klassen; geriet er dennoch einmal in Zorn, so gab es eine so gewaltige Ohrfeige, dafs der Empfänger sie sein Leben lang nicht vergafs“, so wäre das noch nicht das Schlimmste, wenn es auch

charakteristisch bleibt, dafs die einzige körperliche Züchtigung, die in der ganzen Literatur erwähnt wird, aufserhalb der Grenzen des deutschen Reiches vor sich geht. Aber die Art, wie der gutmütige, aufgeweckte Knabe, der nur etwas anders ist als die andern, in der Schule von Lehrern und Schülern verletzt und verhöhnt wird, ist geradezu häfslich. „Der Junge schwieg und klagte nicht, aber sein Lerneifer erlahmte über dem Gefühl, er leide Unrecht, und je mehr der Gymnasiast sein Schulleben als eine Mifshandlung empfand und sich den Kopf zermarterte, wie es denn möglich sei, dafs man ihn so verkennen könne und sich alles über ihn lustig mache, regte sich in ihm ein übermächtiger Drang zu jugendlicher Dichterei. In der Auflehnung gegen das bittere Schulelend ging ein Gahren und Brausen durch sein Gemüt . . . .“ Ein Glück, dafs der Knabe in der ersten Dichtung einen Trost findet, und dafs ihm eine Prügelei, da er schon anfängt innerlich zu leiden und verstockt zu werden, das consilium abeundi einträgt! Nun kommt der Knabe, der es erst versucht, nach Hamburg durchzubrennen, auf ein Schullehrerseminar, und auf dem Umweg über den Beruf des Volksschullehrers wird er mit vierzig Jahren ein angesehener Schriftsteller.

Ein weit schärferer Wind gegen das heutige Gymnasium weht durch Emil Straufs's jüngst erschienenen Roman „Freund Hein“ (1902). Heinrich Lindner, der Sohn eines angesehenen Rechtsanwalts in einer süddeutschen Hauptstadt unfern des Rheins, ist ein Knabe von trefflichem Charakter, ja von einer mimosenhaften Reinheit des Empfindens und Handelns, die ihn auch in der Schule all jenen mehr oder minder harmlosen Täuschungsversuchen fern hält, die der Durchschnittsschüler als moralisch erlaubte Kriegslisten gegen den Lehrer anzusehen pflegt. Der Knabe ist unzweifelhaft sehr wohl begabt, vor allem aber ist er ein musikalisches Genie, und der Vater, selbst ein Musikfreund, hat nichts dagegen, dafs Heiner einmal nach vollendeter Schule die Laufbahn eines Musikers beschreitet. So gedeiht der Knabe bis zur Obersekunda, wenn auch mit schwerer Mühe. Hören wir, wie das der Autor schildert: „Das Verständnis der Sprachen und die Lektüre machten ihm keine Schwierigkeit, wohl aber die Grammatik, deren peinlichst eingeprägte Regeln sich gerade dann, wenn er sie zu einer Übersetzung in die fremde Sprache, gar bei einer Klassenarbeit erznötig hatte, in den heimlichsten Fächern und Falten seines Bewufstseins versteckt hielten. Und schon die ersten planimetrischen Anfänge waren ihm unangenehm. Die spitzigen Dreiecke erregten ihm ein körperliches Unbehagen, als hätte er mit den Splittern einer Fensterscheibe zu spielen; der Satz, dafs sich zwei parallele Linien in der Unendlichkeit schnitten, war ihm einfach ein Gewissenszwang . . . . Bald mufste er seine Abende verlängern und in die Nacht hineinarbeiten, um in der Schule Schritt zu halten“. Aber in der Obersekunda ist es völlig mit Heinrich zu Ende, und bereits zu Weihnachten erkennt er, dafs er die sommerliche Versetzung nach Prima nicht erreichen wird. „Er nahm sogar Nachhülfestunden“, heifst es, „obgleich er es für zwecklos hielt. Er nahm eben in die Schule einen mehr oder minder schulwidrigen Kopf mit: las man Homer, so war seine Phantasie erfüllt von der griechischen Heroenwelt und schaute auf die Schönheit des Gedichtes und rapsodierte stürmisch über *μέν* und *δέ* und noch wichtigere Partikeln hinweg, achtete nicht auf die tiefe Bedeutung des Participii Perfecti, kurz, er vergafs vollständig, dafs Homer vor allem dazu gedichtet habe, um den germanischen Jünglingen mit jedem Wort die Anwendung einer grammatikalischen Regel und die

Eigentümlichkeiten des Jonischen Dialekts zu zeigen .... Im Vergleich zu seiner mathematischen Mühe und Pein erschienen ihm nicht nur die zwölf Arbeiten des Herakles, sondern auch die des Sisyphos, der Danaiden und die Qual des Tantalus als kleine Chikanen, die sie wenigstens verdient hatten .... Non scholae, sed vitae discimus, dieses Sätzchen fiel ihm manchmal ein und klang ihm immer orakelhafter; was mochte denn mit den paar Buchstaben geheimnisvoll verdeckt oder betrügerisch etikettiert sein, Unheimliches, Bösartiges, das man mit mathematischen Formeln und Lehrsätzen versöhnen mufste? Da besucht der Vater denn, selbst ein leidlich mathematischer Kopf, den Lehrer der Mathematik, um mit diesem Rücksprache zu nehmen. Hier lautet die Antwort des tüchtigen Lehrers, „dem freilich, ohne dafs er es wohl selbst wufste, nicht der Schüler und dessen Bedürfnis die Hauptsache war, sondern das zu absolvierende Jahrespensum“, dahin, dafs Heiner faul sei; nur so sei es begreiflich, dafs er im mündlichen Unterricht gelegentlich aufserordentlich treffende Antworten gebe, während die schriftlichen Arbeiten nur gemacht seien, damit etwas im Heft stünde. „Der Professor“, sagt Straufs, „hatte damit eine richtige Beobachtung oberflächlich und übereilt erklärt .... Er liebte es nämlich, den abstrakten Unterricht fortwährend durch Beispiele aus der Praxis zu erklären; kam er nun mit einer derartigen, die anschauliche Vorstellungskraft angehenden Frage zufällig an Heiner, dessen Phantasie stark und durch die künstlerischen Neigungen und durch das innige Verhältnis zur Natur allezeit frisch und lebendig erhalten worden war, so bekam er wohl auch, wo andere Schüler versagten, eine rasche und klar anschauliche Antwort“. Der Vater kann zwar dem Urteil des Lehrers über seinen Sohn nicht ohne weiteres beipflichten, aber zum Sommer bleibt Heinrich Lindner sitzen. Lebendig wird geschildert, wie der Schlufsakt in der Aula mit der Verlesung der Versetzten und Nichtversetzten auf den jungen Menschen wirkt: „Hier safs er im Bewufstsein, seiner Pflicht ernst und ehrlich nachgegangen zu sein bis zur Grenze der Kraft, und dort las man, unbekümmert, als ob es sich um eine alte Kuhhaut handelte, das Urteil ab, mit dem man ihm eins seiner fünfzig oder sechszig Lebensjahre wie eine lüderliche Arbeit zerrifs, um die Ohren schlug und vor die Füfse warf“. Ein Jahr vergeht nun in schwerer Arbeit, bis mühsam die Prima erreicht wird. Aber dies Ringen mit dem innerlich fremden Stoff macht Heiner allmählich mürbe; der werdende Jüngling wird schwerfällig im Verkehr, „halb aus Mangel an Frohsinn und Lust, halb aus Scheu vor schmerzlicher Berührung“. Und in Prima geht erst recht das Elend an, da der Ärmste bei einem weniger tüchtigen Mathematiklehrer völlig verloren ist. Da tritt Karl Notwang in die Klasse, der hochbegabte Sohn eines Pfälzer Weinbauern. Er, der spielend lernt, ist aus dem Privatunterricht, dem Wunsche des Vaters endlich folgend, in die Prima eingetreten. Notwang, der zukünftige Dichter, der durch und durch selbständige Kopf, dem Heiners Pietät gegen das Bestehende durchaus abgeht, wird der Freund des Jünglings und wirkt durch seine erbitterten Urteile mächtig auf ihn ein. Hören wir, wie Notwang zu Heiner über die Schule urteilt: „Ich bin jetzt kaum sechs Monate auf diesen beiden Gymnasien, und schon sind mir Homer, Schiller und Goethe ungeniefsbar, geradezu zu einem Ekel geworden. „Homer ist ein heiliges Buch!“ brüllt einer in philologischer Exstase und hetzt mir ihn mit allen grammatischen Chikanen tot. „Die Dioskuren von Weimar, der erhabene Schiller, der universale Goethe“, und dabei wissen sie mit deren Dichtungen

nichts besseres anzufangen, als nach Grundgedanken zu wühlen, nach überflüssigen Versfüfsen, Hiaten, Tropen, Metaphern, poetischen Licenzen und etwa zu beweisen, dafs sie von Tragik noch nichts gerochen haben, indem sie das Aufsatzthema stellen: „Die tragische Schuld der Jungfrau von Orleans und deren Sühne“. Es ist nicht nötig, dafs wir den Gang der Handlung im einzelnen verfolgen. Heiner, der immer weiter in der Mathematik zurückgeht, versucht vergeblich bei seinem Vater durchzusetzten, dafs er das Gymnasium verlassen darf. „Die künstlerische Reife setzt die menschliche Reife voraus; also mufst Du Deinen Willen zwingen“, ist die Antwort. Als sich Heiner nun privatim an seinen Mathematiklehrer wendet, in der Hoffnung, bei diesem Unterstützung seines Wunsches zu finden, da wird er völlig mifsverstanden; der Herr glaubt, dafs Heiner unlautere Zwecke mit seinem Besuch verbinde. So häufen sich die schmerzlichen Erlebnisse zu Hause und in der Schule. Als nun wieder der Versetzungstermin herangekommen ist, da vermag der Jüngling all den Jammer nicht mehr zu tragen: er entfernt sich aus der Schule, und draufsen in Gottes freier Natur macht er mit dem Revolver seinem Leben ein Ende.

Welch schreckliche Katastrophe und im Sinne des Autors welche Last der Verantwortung für unser Gymnasium! Aber freilich nur im Sinne des Autors. Denn das liegt doch klar zu Tage, dafs hier die ganze Schwere der Schuld und nicht nur ein Teil, wie der Dichter meint, das Elternhaus trifft. Wie oft wäre nicht in Wirklichkeit von seiten der Lehrer und von seiten des Direktors der Rat erteilt worden, der Qual ein Ende zu machen und Heiner, der doch das unumgängliche einjährige Zeugnis hat, vom Gymnasium zu nehmen und seinem Lebensberuf zuzuführen. Davon aber sagt Straufs kein Wort und rückt die Sache so in ganz falsche Beleuchtung. Ist damit der Fall Heiner eigentlich erledigt, so bleiben doch genug andere Dinge, die um so ernstere Betrachtung erfordern, als sie fast in jeder Dichtung, in der es sich um schwache Schüler handelt, eine Rolle spielen. Drückt wirklich die Mathematik so entsetzlich schwer auf unsere Schüler? Nach den Resultaten des heutigen Betriebes dieses Faches auf den preufsischen Gymnasien wird man es kaum glauben dürfen, und auch daran mufs erinnert werden, dafs unsere Zeugen — also die Dichter — gewöhnlich keine mathematischen Talente gewesen sein werden und daher in Gefahr sind, persönliche Erlebnisse zu verallgemeinern. Das aber darf wohl zugegeben werden, dafs der Unterricht in diesem Fach früher hier und da mit Spitzfindigkeiten die Sache mehr als billig erschwert hat und wohl auch schwächere Schüler zu wenig berücksichtigte. Und wie steht es mit den Anklagen gegen den Formalismus im Griechischen? Sie berühren einigermafsen wunderlich, wenigstens für norddeutsche Verhältnisse. Treten doch nicht nur die Lehrpläne von 1901, sondern bereits die von 1892 mit Schärfe jedem Versuch entgegen, den griechischen Unterricht formalen Zielen dienstbar zu machen, wie denn z. B. bei der Homerlekture ausdrücklich die systematische Behandlung des Jonischen Dialekts verboten wird. Damit sind freilich des Dichters Klagen über den Betrieb der griechischen Lektüre und die verwandten Beschwerden über die Behandlung der deutschen Klassik noch nicht erledigt, kurz, all das, was man populär wohl in die Worte fassen hört: Dies und das ist mir auf der Schule verekelt worden. Aber es ist nicht nötig und möglich, an dieser Stelle die Sache zu erschöpfen, die noch jüngst auf dem Kunsterziehungstag in Weimar (Herbst 1903) eingehend behandelt worden ist. Hier

mag es genügen zu sagen, dafs es ein für allemal nicht angeht, die Behandlung von Kunstwerken im Gymnasium unter den ausschliefslichen Gesichtspunkt des ästhetischen Geniefsens zu stellen. Abgesehen davon, dafs es ein Grundverschiedenes ist, ob ich an einem Abend etwa eine dramatische Aufführung an mir vorbeiziehen lasse oder ob ein Drama in eingehender, sorgfältiger Lektüre behandelt wird, so hat die Schule die Aufgabe, die mannigfachen Geisteskräfte der heranwachsenden Jugend — also auch den Verstand — gleichmäfsig zu bilden, und dieser Bildungsarbeit dienstbar gemacht zu werden, kann auch für das höchste Kunstwerk keine Herabwürdigung darstellen.

Verwandt in mancher Beziehung mit Straufs' Buch, aber doch wieder wesentlich verschieden ist Otto Julius Bierbaums „Stilpe, ein Roman aus der Froschperspektive“ (1896). Willibald Stilpe ist der Sohn eines weltfremden, schnurrigen Gelehrten, der einfach zu bequem ist, um die Erziehung des Knaben zu übernehmen. So wird dieser zunächst in dem Internat der Königlichen Erziehungsanstalt zu Friedrichstadt-Dresden erzogen, dann besucht er die Leipziger Thomasschule, während er bei Mittelstandsleuten in Pension ist, die, entfernt mit seiner Mutter verwandt, weder Einflufs auf den Knaben haben noch überhaupt erstreben. Nachdem sich Stilpe hier durch eine phantastische Flucht nach Griechenland unmöglich gemacht hat, finden wir ihn als Primaner — sonst anscheinend so ziemlich auf sich selbst angewiesen — auf dem Gymnasium einer kleinen sächsischen Industriestadt wieder. Wir erhalten zunächst eine ausführliche Schilderung des Internats, die mit scharfem Auge die so schwer ganz zu vermeidenden Mängel einer derartigen Erziehung betrachtet; dann, indem der Knabe heranwächst, tritt in den Mittelpunkt des Interesses die geistige Unselbständigkeit, in der nach des Autors Meinung das Gymnasium seine Schüler hält, und die daraus hervorgehenden Wirkungen. Da heifst es über die Oberklassen: „Und in diesen vier Jahren immer das leere Stroh, das einem vorgeworfen wird: da drisch, aber im Takt!“ Und über Stilpes Aufsätze, der als geborener Poet im Deutschen Treffliches leistet, während er in der Mathematik sehr schwach ist: „Seine Aufsätze .... waren eine virtuosenhafte Jongleurkunst mit wohlgebauten Phrasen, in die er nur die bestakkreditierten Meinungen silbern und golden einspann“. Das aber soll bei der Menge der Schüler jene Gedankenlosigkeit grofsziehen, die krafs hervortritt, als der Königliche Kommissar auf seine Frage an die Abiturienten nach ihrem Lieblingshelden so und so oft zur Antwort erhält „Odysseus“ oder gar „Cicero“. Aber auch Stilpe, der junge Revolutionär, der aus kluger Berechnung dem Geheimrat auf obige Frage die beiden Gracchen genannt hat, bearbeitet das Abituriententhema im Deutschen „Wie befreite sich Goethe von den Fehlern der Sturm- und Drangperiode?“ völlig, als ob er die ihm weltfremden Gedanken seiner Lehrer teile. Ist doch das geistige Interesse des heranwachsenden Jünglings nebst seinen drei tief unter ihm stehenden und von ihm abhängigen Freunden erst dem vorklassischen Sturm und Drang zugewendet gewesen, um dann auf Ibsen und die Moderne überzugehen, so dafs die jungen Leute bei ihren literarischen Zusammenkünften nur von „Herrn Schillinger, dem Dichter des p. p. Wallenstein“ zu sprechen pflegten; schliefslich aber hatte auch Ibsen weichen müssen, und an seine Stelle waren Murgers „Scènes de la vie Bohème“ unter Stilpes persönlicher Führung auf den Schild erhoben worden, und die vier Primaner hatten begonnen, in einem grotesken Cénacle Murgers Idealen nachzuleben.

Das ist der geistige Zustand, in dem Stilpe das Gymnasium verläfst, um die Universität zu beziehen, und bis hierher liefsen sich, wenn man auf Straufs' und Bierbaums Klagen über den harten Druck der Schule hört, wohl manche Ähnlichkeiten der beiden Bücher finden. Dafs aber Stilpes Fall ganz anders liegt als der Heiners, zeigt Stilpes weiteres Leben. Stilpe, der hochbegabte Dichter, verlumpt völlig, wird ein typischer Alkoholiker, und das Beste, was sich von ihm sagen läfst, ist, dafs er innerlich eigentlich trotz allem weit höher steht, als seine Handlungen vermuten lassen, und dafs er die Selbstkritik bis zu dem fürchterlichen Schlusse seines Lebens nicht verliert. Da drängt sich denn die Frage auf, ob Stilpes Natur überhaupt erziehbar gewesen ist. Freilich ist das die Meinung Bierbaums, und in Stilpes nachgelassenen Papieren lesen wir im Anschlufs an ein altes Schulzeugnis, das die Begabung des Knaben anerkannte, während es ihm Beharrlichkeit, Fleifs und Mäfsigkeit absprach: „Sehr gut, Herr Doktor! Sie sind ein guter Psychologe gewesen, aber — weifs Gott! — ein schlechter Pädagoge. Warum haben Sie mir all die guten Dinge nicht beigebracht, Magister Sie? Warum haben Sie mich schon auf der Schule verlumpen lassen? War ich ein Talent, o Sie Halunke, warum haben Sie mich nicht gehütet? Warum haben Sie mich verhöhnt? Warum habt Ihr mich überhaupt gequält mit Eurer Roheit, Eurem Dünkel, Eurer Gleichgültigkeit? Warum habt Ihr meine Seele, da sie jung war, wundgescheuert, dafs sie ewig schmerzende Wunden davon trug?“ Aber dennoch: konnte diese hochgegabte Dichternatur durch erzieherische Einwirkung überhaupt im Gleichgewicht erhalten werden, so war doch die Schule allein ohne des Hauses Unterstützung diesem Werke nicht gewachsen und konnte es nicht sein, und wäre sie die vollkommenste der Welt[1]).

Damit sind wir fast in das Gebiet jener letzten Gruppe von Schülerromanen eingetreten, in denen es sich um solche Naturen handelt, die soweit vom Normalen abweichen, dafs ihnen die Schule mit Notwendigkeit zum Unglück werden mufs. Thomas Mann hat den Stoff in seiner Novelle „Tonio Kröger“ (in „Tristan“ 1903) und ganz ähnlich im Ausgang des grofsen Romanes „die Buddenbrooks, der Verfall einer Familie“ (1903) behandelt. Johann Buddenbrook, Hanno genannt, ist der letzte Spröfsling einer degenerierten Lübecker Patrizierfamilie. Wie das ganze Geschlecht anscheinend zu Grunde geht an seinem sich von Generation zu Generation verfeinernden Nervensystem, das dem ererbten kaufmännischen Beruf so ganz zuwider ist, so ist schliefslich Hanno völlig Nerv. Körperlich durchaus elend und geistig ohne jede Spannkraft, so dafs er auch der Musik, die er so liebt, nur leidend gegenübersteht, besucht das arme Kind das Gymnasium seiner Vaterstadt, durch das gerade ein kräftiger Wind weht. Unter dem neuen, nach 1870 aus Preufsen berufenen Direktor waren, wie Mann sagt, „die Begriffe Autorität, Pflicht, Macht, Dienst, Karriere zu höchster Würde gelangt, und „der kategorische Imperativ unseres Philosophen Kant“ war das Banner, das Direktor Wuhlicke in jeder Festrede bedrohlich entfaltete. Die Schule war ein Staat im Staate geworden, in dem preufsische Dienststrammheit so gewaltig herrschte, dafs nicht allein

---

[1]) Zu den in diesem Teil besprochenen Werken gehört auch des Norwegers Kieland bei uns so viel gelesener Roman „Gift“.

die Lehrer, sondern auch die Schüler sich als Beamte empfanden". Wie das arme Kind, das übrigens auch der Mathematik am hilflosesten gegenübersteht, leidet, das läfst sich denken, und wir würden es auch ohne die scharfe und wenig wohlwollende Schilderung eines Schultages glauben. Fast ein Glück darf man es nennen, dafs der Typhus dem jammervollen Leben des Sechszehnjährigen ein schnelles Ende bereitet. Hier aber die Schule verantwortlich machen wollen darf niemand, und es ist das auch nicht des Dichters Meinung.

Wir sind am Ende unserer Wanderung durch die auf das Gymnasium bezügliche schöne Literatur angekommen. Mannigfaltige Bilder sind an uns vorbeigezogen, auch genug unerfreuliche, und hier und da werden wir uns fragen müssen, ob wir nicht aus dem Spiegelbild, das die Dichtung entwarf. etwas lernen können. Aber in der Hauptsache dürfen wir uns trösten, dafs die vorhandenen Schwächen nicht so sehr mit den Personen und Institutionen und ihren Mängeln zusammenhängen, als sie vielmehr im Wesen der Sache begründet sind. Mag uns einst eine Zukunftspädagogik zu neuen, höheren Zielen hinaufführen, vorläufig gilt doch in gewissem Grade Heinrich Seidels Wort aus „Leberecht Hühnchen als Grofsvater" (1890), das freilich der Lehrer nicht ohne ein schmerzliches Gefühl der Resignation wiederholen wird: „Mir kommt es manchmal so vor, als wenn der Schule eine Wichtigkeit beigelegt wird, die nicht ganz der Übertreibung ermangelt .... Die Menschen scheinen ganz vergessen zu haben, dafs man das Beste erst nach der Schule lernt. Die Schule, wie sie heut besteht, ist eine Art von Forstkultur, und die einzelnen Klassen bedeuten Schonungen verschiedenen Alters. Sieht man eine Kiefer, die sich frei nach allen Seiten hat entwickeln können. so wird man erfreut durch die kraftvolle Eigenart dieses Baumes, den man dann gar wohl der südlichen, um so viel berühmteren Pinie vergleichen kann. In der Schonung aber aufgewachsen, werden alle Bäume gleich lang, schlank, ebenmäfsig und sind oben mit einem grünen Büschel versehen, aber sie geben ein vortreffliches Nutzholz. Das Gleiche erzielt auch die Schule. Sie drückt die Begabten herab zu schöner, goldner Mittelmäfsigkeit und zerrt die Minderbegabten zu dieser begehrenswerten Stufe empor. Und wie das Auge des Forstmanns lacht, wenn er eine gut bestandene Schonung betrachtet ...., so freut sich der richtige Schulmeister, wenn er eine schöne, gleichmäfsige Ware an die nächste Klasse abliefern kann".

Druck von W. Pormetter in Berlin.


32101 059063402


REC